



LUZERNER UNIVERSITÄTSREDEN NR. 24

Aram Mattioli

Die Native Americans und der Memory-Boom in den USA





Gedenkstein in Evanston, der an die Zwangsumsiedlung eines Potawatomie-Dorfes im Jahr 1835 erinnert (Fotografie: Aram Mattioli, 27. Juni 2012).

Autor

Prof. Dr. phil. Aram Mattioli, Professor für Geschichte mit Schwerpunkt Neueste Zeit
an der Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Luzern

Impressum

Herausgeber:

Prof. Dr. iur. Paul Richli, Rektor

Redaktion, Layout:

Markus Vogler, Daniel Jurt

ISBN 978-3-033-03807-3

Januar 2013

Inhalt

Paul Richli

Vorwort 7

Aram Mattioli

Die Native Americans und der Memory-Boom in den USA 11

Vorwort

Prof. Dr. iur. Paul Richli, Rektor

Der Dies Academicus der Universität Luzern erhält sein besonderes Gepräge zu einem wesentlichen Teil durch die akademische Rede. Sie hat sich bald nach der Gründung der jungen Universität Luzern in der Mitte des letzten Jahrzehnts etabliert und kann heute bereits als Tradition bezeichnet werden. Als Redende wechseln sich Rektor oder Rektorin sowie Professorinnen und Professoren der Universität Luzern ab. Dabei liegt die Wahl beim Rektor oder bei der Rektorin. Der Grundgedanke hinter dieser Tradition lautet dahin, dass die am Dies Academicus teilnehmenden Gäste von nah und fern einen Einblick in einen Teilbereich des wissenschaftlichen Wirkens des Lehr- und Forschungskörpers der Universität Luzern erhalten sollen. Damit dieses Ziel erreicht werden kann, muss für die akademische Rede, die zugleich wissenschaftlich relevant und allgemeinverständlich sein soll, ein angemessener Zeitraum zur Verfügung stehen. Dieser Rede wird daher der grösste zeitliche Raum am Universitätstag zugestanden.

Damit die akademischen Reden im institutionellen Gedächtnis der Universität haften bleiben, werden sie in der Reihe der Universitätsreden veröffentlicht.

Die Einladung für die akademische Rede am Dies Academicus 2012 der Universität Luzern erging an Prof. Dr. Aram Mattioli, Ordinarius für Geschichte mit Schwerpunkt Neueste Zeit. Prof. Mattioli wählte für seine Rede das Thema «Die Native Americans und der Memory-Boom in den USA». Dieses erwies sich als ausserordentlich glücklich. Dem Referenten gelang es, die Dies-Festgemeinde in seinen Bann zu ziehen. Nicht nur aufgrund der Auseinandersetzung mit bereits bekannten historischen Quellen und Literatur, sondern teilweise aufgrund eigener Recherchen vor Ort zeigte Prof. Dr. Aram Mattioli den für die USA mühevollen Weg des Umgangs mit den «Native Americans», den «Indianern», auf. Wer weiss hierzulande zum Beispiel, dass 1492, im Zeitpunkt der Landung von Christoph Kolumbus auf Guanahani (San Salvador) auf dem riesigen Gebiet nördlich des Rio Grande – vorsichtig geschätzt – etwas mehr als 5 Millionen «Indianer» lebten, während man im Jahr 1900 in den USA nur noch rund 237 000 Menschen indianischen Ursprungs zählte? Und wer hat schon gehört, dass man den Entdecker der «Neuen Welt» nicht nur als «grossen Helden der Weltgeschichte» sehen kann, sondern auch – so die indianische Perspektive – als zerstörerischen Invasor aus dem Osten, der keinen Stein auf dem anderen liess? Angefangen beim Bild des Kolumbus hat die amerikanische Erinnerungskultur in Bezug auf die «Native Americans» in den letzten Jahren und Jahrzeh-

ten einen tief greifenden Wandel durchgemacht. Auch wenn man die amerikanischen Siedler nicht gleich – wie die «Native Americans» – als Verantwortliche für den «massivsten Akt des Völkermords in der Weltgeschichte» deuten will, so lastet das Schicksal der «Indianer» doch schwer auf der Entstehungsgeschichte der USA. Der heutige Umgang damit ist eine der grossen internen Herausforderungen des zur ersten Weltmacht aufgestiegenen Landes in der «Neuen Welt».

Es ist mehr als lohnend, die akademische Rede von Prof. Dr. Aram Mattioli in der längeren gedruckten Version zur Kenntnis zu nehmen. Dem Festredner gebührt an dieser Stelle nochmals ein grosser Dank.

Die Native Americans und der Memory-Boom in den USA

Prof. Dr. Aram Mattioli

Festvortrag «Dies Academicus» der Universität Luzern, 8. November 2012

«The past is never dead. It's not even past.»¹ – «Die Vergangenheit ist niemals tot. Sie ist nicht einmal vergangen.» Diese Einsicht des amerikanischen Romanciers William Faulkner (1897–1962) war nie zutreffender als im letzten Vierteljahrhundert. Als Begründung dafür lassen sich zwei Argumente anführen. Schon grundsätzlich gilt immer: «Alle Geschichte ist Geschichte der Gegenwart, weil Vergangenes als Vergangenes gar nicht erfahren werden kann, sondern nur als aus der Vergangenheit Gegenwärtiges.»² Überdies traten seit dem Ende des Kalten Krieges in vielen westlichen Gesellschaften lange Zeit verschüttete, aber noch qualmende Geschichten ins Bewusstsein der Menschen und traten in Deutungskonkurrenz zu den etablierten Erinnerungsnarrativen. Mitunter resultierten daraus intensiv geführte Kontroversen um die «richtige» Deutung der Vergangenheit. Dabei handelte es sich stets um normativ bedeutsame Selbstverständigungsdebatten, die über den historischen Gegenstand hinaus viel über den inneren Zustand und die Leitwerte jener Gesellschaften verrieten, in denen sie ausgetragen wurden.

Meine Überlegungen gehen von der Beobachtung aus, dass in den USA die *staatlich* getragene Erinnerung an die territoriale Expansion der jungen Republik und die durch sie bewirkte Zerstörung des ersten Amerika im letzten Vierteljahrhundert sichtbar umgebaut worden ist. In diesem keineswegs abgeschlossenen Prozess diskursiver Neuaushandlung sind *Teile* eines indianischen Gegengedächtnisses in die offizielle Erinnerungskultur eingegangen.³ Entscheidend für den hier behaupteten Wandel waren nicht so sehr neue Resultate der wissenschaftlichen Forschung oder ihre verstärkte Vermittlung in den Schulen, sondern die Protestaktionen von sozialen Bewegungen (wie des American Indian Movement) und insbesondere das ge-

¹ William Faulkner, *Requiem for a Nun*, New York 1951, S. 92.

² Herbert Lüthy, *Wozu Geschichte?*, Zürich 1969, S. 44.

³ Jürgen Reulecke, *In memoriam memoriae*, in: Vadim Oswalt, Hans-Jürgen Pandel (Hg.), *Geschichtskultur. Die Anwesenheit der Vergangenheit in der Gegenwart*, Schwalbach am Taunus 2009, S. 15. In diesem Beitrag wird mit Jürgen Reulecke davon ausgegangen, dass das Konzept der Erinnerungskultur das «In-, Mit- und Nebeneinander eines von diversen Erinnerungskonkurrenzen geprägten dynamischen Erinnerungsgeschehens» betont.

schichtspolitische Engagement einzelner politischer Akteure im Kongress. Von Erfolg gekrönt waren einige dieser geschichtspolitischen Initiativen deshalb, weil die soziokulturellen Voraussetzungen kollektiven Erinnerens seit den späten achtziger Jahren grundlegend andere wurden. Die eingetretene Veränderung kann nicht allein auf die Öffnung des politischen Systems nach der konservativen Reagan-Ära (1981–1989) zurückgeführt werden; sie wurde auch von einem internationalen Trend diktiert. Ein schönes Stück weit muss sie mit dem «Memory-Boom» (Jay Winter) erklärt werden, der nach dem Epochenbruch von 1989 weite Teile der westlichen Welt erfasste.

A. Der globale Memory-Boom seit 1989

Schon vor rund zehn Jahren haben der Schriftsteller Louis Begley⁴, aber auch Historiker und Kulturwissenschaftler wie Jay Winter⁵, Tony Judt⁶, Daniel Levy und Nathan Sznajder die Ansicht vertreten, dass die Globalisierung und das Ende des Kalten Krieges die Voraussetzungen dafür schufen, dass sich in der westlichen Welt neue Erinnerungskulturen herausbilden konnten: «Es scheint, dass der Umbruch von 1989, der Sturz der Diktaturen, neue Formen von Schuld und Sühne hervorbrachte.»⁷ Tatsächlich haben sich viele westliche Gesellschaften seither zunehmend selbstkritisch mit ausgesuchten Schattenseiten ihrer nationalen Geschichte auseinandergesetzt. Ein Wille zur Erinnerung griff um sich, den man zuvor insbesondere aus der Bundesrepublik Deutschland gekannt hatte, in der das Gedenken an den Holocaust seit Willy Brandts Kniefall von Warschau (1970) langsam zu einem Teil des bundesdeutschen Selbstverständnisses aufstieg.⁸ In den sich neu formierenden Kollektivgedächtnissen lösten Leidens-, Verlierer- und Opfererzählungen nun die alten Sieges- und Heldengeschichten ab. Der «Memory-Boom» führte nicht nur zu einem inhaltlichen Umbau vieler Erinnerungskulturen, in dem bislang nicht erzählte Geschichten von Gewalt, Diskriminierung und Massenmord in die Geschichte der eigenen Nation integriert wurden. Begleitet war dieser auch von einer neuartigen symbolischen Wiedergutmachungspraxis, bei der Staats- oder Regierungschefs bei den Opfern und ihren Nachfahren Abbitte für die durch Vorgängerregierungen zu verantwortenden Menschenrechtsverletzungen leisteten.⁹

⁴ Louis Begley, Die Gräber sind noch offen, in: Die Zeit, 22. Dezember 1998.

⁵ Jay Winter, Die Generation der Erinnerung. Reflexionen über den Memory-Boom in der zeithistorischen Forschung, in: Werkstatt*Geschichte* 30, Hamburg 2001, S. 5–16.

⁶ Tony Judt, Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, München, Wien 2006, S. 932–966.

⁷ Daniel Levy, Natan Sznajder, Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust, Frankfurt am Main 2001, S. 235.

⁸ Vgl. Christoph Cornelissen, Lutz Klinkhammer, Wolfgang Schwentker (Hg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt am Main 2003; Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hg.), Lexikon der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945, Bielefeld 2007; Peter Reichel, Harald Schmid, Peter Steinbach (Hg.), Der Nationalsozialismus – die zweite Geschichte. Überwindung – Deutung – Erinnerung, München 2009.

⁹ Polemisch gegen diese «neuen Bussrituale» argumentierend Hermann Lübke, Ich entschuldige mich. Das neue politische Bussritual, Berlin 2001, sie jetzt positiv bewertend Dominique Moïsi, Wenn Staaten etwas bitter bereuen, in: Welt Online, 30. Oktober 2011.

Die in diesem Beitrag zur Debatte stehenden Entschuldigungen kreisten nicht mehr bloss um die offenen Wunden des Zweiten Weltkriegs – so als Präsident Jacques Chirac im Juli 1995 die schwere Schuld des Vichy-Regimes bei der Deportation der 13.000 in Frankreich lebenden Juden einräumte.¹⁰ Jüngst betrafen sie auch weiter zurückliegende Tragödien und selbst Unrecht aus der Fast-noch-Gegenwart des Ost-West-Konflikts. Kaum im Amt, entschuldigte sich der australische Premier Kevin Rudd im Februar 2008 etwa für die Misshandlungen, die die Aborigines und Torres-Strait-Insulaner durch behördliche Massnahmen der Zwangsassimilation erlitten hatten.¹¹ Nur wenige Monate später bat der kanadische Ministerpräsident Stephen Harper die First Nations seines Landes für die zwischen 1870 und 1970 praktizierte Politik, indische Kinder ihren Familien zu entreissen, um sie in Internaten ihrer Kultur zu entfremden und durch Zwang in die Mainstreamgesellschaft einzupassen, um Verzeihung.¹² Und im Sommer 2010 äusserte der japanische Regierungschef Naoto Kan im Namen seines Landes gegenüber Südkorea erstmals direkt sein «grösstes Bedauern» über das Leid, das die japanische Kolonialherrschaft (1910–1945) über die asiatischen Nachbarn gebracht hatte.¹³

Unter den so gegensätzlichen Administrationen von George H. Bush (1989–1993), Bill Clinton (1993–2001) und Barack Obama (seit 2009) trat der «Memory-Boom» auch in den USA augenfällig in Erscheinung. In den Amtszeiten dieser Präsidenten unterstützten die beiden Kammern des Kongresses eine erstaunlich selbstkritische Geschichtspolitik. So entschuldigte sich Präsident George Bush 1990 bei jenen 110.000 Japanern und japanischstämmigen Amerikanern, die nach dem Fliegerangriff auf Pearl Harbor 1941 ihrer Freiheit beraubt und auf reinen Verdacht hin in Lagern interniert worden waren. 1993, zum 100. Jahrestag der Ereignisse, baten die USA unter Bill Clinton die Native Hawaiians für den Sturz des souveränen Königreichs Hawaii, der die Annexion der Pazifikinseln durch die aufstrebende Weltmacht einleitete, um Verzeihung.¹⁴ Fünf Monate nach Barack Obamas Amtsantritt entschuldigte sich der US-Senat «im Namen des amerikanischen Volkes» für die Untaten gegen Afro-Amerikaner und ihre Vorfahren, die unter der Sklaverei gelitten hatten. Die Resolution erkannte ausdrücklich an, dass Sklaverei «fundamentales Unrecht, Grausamkeit, Brutalität und Unmenschlichkeit» bedeutet hatte.¹⁵ Am 19. Dezember 2009 unterzeichnete der Präsident schliesslich die «Native American Apology Resolution», mit der die Beziehungen zwischen Washington und «Indian Country» auf eine neue Grundlage gestellt werden sollten. Um diesen bemerkenswerten Wandel der politischen Kultur verstehen zu können, muss zunächst ein Blick darauf geworfen werden, welche Rolle die Native Americans in der dominanten Erinnerungskultur bis in die Reagan-Jahre hinein spielten. Danach soll der erinnerungskulturelle Wandel an einigen Fallbeispielen be-

¹⁰ Marlise Simons, Chirac Affirms France's Guilt in Fate of Jews, in: The New York Times, 17. Juli 1995.

¹¹ Ureinwohner in Australien. Historische Entschuldigung, in: Süddeutsche.de, 13. Februar 2008.

¹² Matthias Rüb, Kanada weint nach historischer Geste, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. Juni 2008.

¹³ Japan entschuldigt sich bei Südkorea, in: Spiegel Online, 10. August 2010.

¹⁴ U.S. Offers An Official Apology to Native Americans, in: The Wall Street Journal, 22. Dezember 2009.

¹⁵ USA entschuldigen sich für Sklaverei, in: Focus Online, 18. Juni 2009.

schrieben und schliesslich der Versuch unternommen werden, dessen Ursachen näher zu bestimmen. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht allein die staatlich getragene Memorialkultur. Von dieser darf nicht unbesehen auf das Geschichtsbewusstsein der Durchschnittsamerikaner geschlossen werden.

B. Die traditionelle Erinnerungskultur an den «Winning of the West»

Heute gehört es in der internationalen Forschung zu den unbestrittenen Tatsachen, dass die fortlaufende Verdrängung und Zerstörung der nordamerikanischen Indianerkulturen zu den zentralen Prozessen der amerikanischen Geschichte gehört. Das ergibt sich nur schon aus den nackten Zahlen: Während das riesige Gebiet nördlich des Rio Grande 1492 – vorsichtig geschätzt – von etwas mehr als 5 Millionen Native Americans bewohnt wurde, lebten 1900 in den USA nur noch 237.000 Menschen indianischer Herkunft.¹⁶ Die durch die europäischen Eingriffe in die amerikanische Geschichte verursachte Bevölkerungskatastrophe gehört zu den dunkelsten Kapiteln der Neuzeit.¹⁷ Umso bezeichnender ist es, dass diese Tatsache in der klassischen Nationalgeschichtsschreibung der USA bestenfalls eine Nebenrolle spielte. Stattdessen wurde in ihr die Legende vom dünn besiedelten und schlecht genutzten Land propagiert, das nur darauf gewartet habe, von gottesfürchtigen Farmern in Besitz genommen zu werden. Lange Zeit sahen die führenden Historiker den «Clash of Civilizations» als unwichtig für die Geschichte der amerikanischen Nation an und behandelten ihn in ihren Darstellungen und Textbooks entsprechend stiefmütterlich.¹⁸ Für viele Amerikaner begann die eigentliche Geschichte Amerikas am 12. Oktober 1492 mit der Landung von Christoph Kolumbus auf Guanahani. Sie kamen gar nicht auf die Idee, dass es sich bei der so genannten «Entdeckung und Eroberung Amerikas» aus indianischer Perspektive um eine zerstörerische Invasion aus dem Osten handelte, die keinen Stein auf dem anderen liess.¹⁹ Amerikanische Geschichte, brachte es Colin G. Calloway unlängst auf den Punkt, wurde lange Zeit ausschliesslich als nationale Erfolgs- und Fortschrittsgeschichte geschrieben, in deren Mittelpunkt eine weiss geprägte Republik stand, die ebenso selbstbewusst wie unhinterfragt von sich annahm, die Prinzipien von Freiheit und Gleichheit hochzuhalten.²⁰

¹⁶ Russell Thornton, *American Indian Holocaust and Survival. A Population History since 1492*, Norman 1987, S. XVII.

¹⁷ Stefan Rinke, *Demographische Katastrophe*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 2, hg. von Friedrich Jaeger, Stuttgart, Weimar 2005, Sp. 895. Vgl. zum Thema vor allem William M. Denevan (Hg.), *The Native Population of the Americas in 1492*, 2. Auflage, Madison 1992.

¹⁸ James W. Loewen, *Lies My Teacher Told Me. Everything Your American History Textbook Got Wrong*, New York 2007.

¹⁹ Francis Jennings, *The Invasion of America. Indians, Colonialism, and the Cant of Conquest* [1975], Chapel Hill 2003, S. VII.

²⁰ Colin G. Calloway, *First Peoples. A Documentary Survey of American Indian History*, 4. Auflage, Boston, New York 2012, S. 2f.

In dieser Meistererzählung wurde die kolonisierende Landnahme durch amerikanische Siedler im hellsten Licht geschildert, die Frontier-Erfahrung zum prägenden Moment demokratischer Nationsbildung verklärt und die Westexpansion als historisch notwendiges, in der nach 1850 weit verbreiteten «Manifest Destiny»-Doktrin sogar als Gott gewolltes «Zivilisierungswerk» dargestellt.²¹ Dass der amerikanische Kontinentalimperialismus nicht allein zur Besiedlung des Landes durch weisse Kolonisten, sondern zur immer stärkeren Verdrängung und schliesslich zur vollständigen Unterwerfung freier indianischer Nationen führte, wurde in der offiziellen Erinnerungskultur bis in die sechziger Jahre schöngeredet.²² Dafür gab es einen einfachen Grund: Eine ungeschönte Auseinandersetzung mit der Zerstörung des ersten Amerika hätte zentrale Selbstgewissheiten des weissen Amerika in Frage gestellt. Sie hätte zur bitteren Erkenntnis geführt, dass die demokratische Modellnation im 19. Jahrhundert zugleich eine expansive Siedlergesellschaft gewesen war, die immer auch auf Gewalt und Intoleranz, ja auf rassistischer Exklusion von Indianern und schwarzen Sklaven beruht hatte.²³

Noch mitten im Kalten Krieg fand diese Sicht auf die amerikanische Geschichte im «Jefferson National Expansion Memorial» auch einen städtebaulichen Ausdruck. Zwischen 1961 und 1976 in der Innenstadt von St. Louis fertiggestellt, erinnert diese nationale Gedenkstätte an die zentrale Rolle, welche die am Mississippi gelegene Metropole bei der Erschliessung, Durchdringung und Eroberung des amerikanischen Westens spielte. Das in der «New Deal»-Ära durch den Kongress ins Leben gerufene Memorial trägt seinen Namen zu Ehren des dritten Präsidenten der USA. Thomas Jefferson war es, der 1803 vom napoleonischen Frankreich das über 2,1 Millionen Quadratkilometer grosse Louisiana-Territorium für 15 Millionen Dollar erwarb. Mit dem «Louisiana Purchase» verdoppelte sich die Fläche der USA mit einem Schlag und das Staatsterritorium schob sich weit in den Westen des Kontinents vor, ohne dass die dort lebenden indianischen Nationen bei diesem grössten Grundstücksgeschäft der Geschichte freilich um ihre Zustimmung gefragt worden wären.²⁴ Überraschend wird die weitläufige Parkanlage am Mississippi vom 192 Meter hohen, 1965 fertiggestellten «Gateway Arch», den der Architekt Eero Saarinen (1910–1961) entwarf.²⁵ Dieser fulminante Bogen aus Stahl, der schnell zu dem Wahrzeichen von St. Louis aufstieg, symbolisiert das «Tor zum Westen» oder in den

²¹ Reginald Horseman, *Race and Manifest Destiny. The Origins of American Racial Anglo-Saxonism*, Cambridge, London 1981; Anders Stephanson, *Manifest Destiny. American Expansion and the Empire of Right*, New York 1995.

²² Jennings (wie Anm. 19), S. 30. «The so-called settlement of America was a resettlement, a reoccupation of a land made waste by the diseases and demoralization introduced by the newcomers.»

²³ Vgl. etwa Alexander Saxton, *The Rise and Fall of the White Republic. Class Politics and Mass Culture in Nineteenth-Century America*, London, New York 2003; Manfred Henningsen, *Der Mythos Amerika*, Frankfurt am Main 2009; Bernd Stöver, *United States of America. Geschichte und Kultur. Von der ersten Kolonie bis zur Gegenwart*, München 2012, S. 57–73 u. S. 123–154.

²⁴ Ronald D. Gerste, *Die Verdoppelung der USA*, in: *Die Zeit*, 24. April 2003.

²⁵ Vgl. Pierluigi Serraino, *Eero Saarinen 1910–1961. Ein funktionaler Expressionist*, Köln 2009, S. 26ff.; Eva-Liisa Pelkonen, Donald Albrecht (Hg.), *Eero Saarinen. Shaping the Future*, New Haven 2006.

Worten des seit fast einem halben Jahrhundert in den USA wirkenden Schweizer Geschichtsprofessors Leo Schelbert das «Tor zur Eroberung»²⁶.

Nicht bloss der «Gateway Arch», auch das 1976 direkt unter ihm eröffnete «Museum of Westward Expansion» sind wahre Publikumsmagneten. Sie werden bis heute jedes Jahr von mehreren Millionen Menschen aufgesucht. Im Museum wird die Westexpansion betont patriotisch inszeniert, ohne wirkliche Sensibilität für die dramatischen Folgen dieses historischen Prozesses. Im Mittelpunkt der Präsentation stehen Jeffersons Westvision, die von ihm ausgeschickte Lewis- und Clark-Expedition, die die territoriale Ausbreitung der USA bis an die Pazifikküste vorbereitete, und die weisse Pioniergeschichte.²⁷ Dass die Gebiete jenseits des Mississippi schon lange vor 1803 eine Geschichte hatten, bleibt ebenso unterbelichtet wie die Gewaltdimension der Westerweiterung. So wird die nach 1840 einsetzende Masseneinwanderung von weissen Siedlern in keinen ursächlichen Zusammenhang mit der Verdrängung der Native Americans gebracht, denen in den USA heute noch 2,3 Prozent ihres einstigen Alleinbesitzes an Land verblieben sind.²⁸

Fehlende Empathie für die Besiegten ging im weissen Amerika Jahrzehnte lang mit Desinteresse für indianische Belange Hand in Hand. Bis weit in den Kalten Krieg hinein lebten die meisten US-Bürger in einer Welt, in der sich – von zahlreichen Orts- und Flussnamen (wie Omaha, Milwaukee, Illinois, Massachusetts, Iroquois River, Mississippi etc.) abgesehen – kaum Hinweise auf das erste Amerika finden liessen. Von einzelnen Gebieten im Südwesten, in den Dakotas und Montanas abgesehen, lebten die Native Americans am Rand der Gesellschaft und waren in dieser auf sonderbare Weise abwesend: politisch und kulturell, aber auch symbolisch. Jedes sinnliche Zeichen ihrer früheren Existenz schien getilgt zu sein. «All across America», brachte es James W. Loewen auf den Begriff, «the landscape suffers from amnesia, not about everything, but about many crucial events and issues of our past.»²⁹ Selbst an tragische Ereignisse wie an das Massaker am Sand Creek, während dem Colorado-Milizen unter dem Befehl von Oberst John M. Chivington 1864 ein friedliches Dorf der Cheyenne und Arapaho angriffen und gegen 160 von ihnen, darunter viele Frauen und Kinder, abschlachteten, erinnerte bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts nicht einmal eine Gedenktafel. Das Gleiche war am Ort des grössten indianischen Sieges über die US-Kavallerie der Fall: Das ehemalige

²⁶ Gespräch mit Leo Schelbert. Evanston (Illinois), 26. Juni 2012. In einigen seiner neueren Arbeiten plädiert Leo Schelbert dafür, die «Neubesiedlung durch weisse Einwanderer» konsequent mit dem «Prozess methodischer Entsedlung» zusammen zu denken. Vgl. etwa Leo Schelbert, Von den Ursachen schweizerischer Auswanderung: Vier Deutungsmodelle, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 104 (2008), S. 151–170.

²⁷ Hartmut Wasser, Die grosse Vision: Thomas Jefferson und der amerikanische Westen, Wiesbaden 2004.

²⁸ Ähnlich in der Bewertung des Museums Jürg Dedial, Licht und Laisser-faire in der Welt am Mississippi, in: Neue Zürcher Zeitung, 25. August 2012. Der Autor konstatiert, dass hinter der hier «inszenierten Saga weissen Pioniergeistes» «gar viele andere Aspekte der amerikanischen Geschichte verdrängt werden». Klaus Frantz, Die Indianerreservationen in den USA, Stuttgart 1995, S. 47; Bernd Wegener, Indianer in den USA zwischen dem Ende der Indianerkriege und heute, Rostock 2005, S. 38.

²⁹ James W. Loewen, Lies Across America. What Our Historic Sites Get Wrong, New York 2000, S. 4.

Schlachtfeld von Little Bighorn, jener Hügellandschaft, in der ein Reiterheer aus Lakota-, Cheyenne- und Arapaho-Kriegern am 25. Juni 1876 die von General George Armstrong Custer befehligte Kavallerieeinheit bis auf den letzten Mann vernichtete, diente bis vor wenigen Jahren einzig dem Gedenken der im Kampf gegen «feindliche Indianer» gefallenen Soldaten der U.S. Army.

Mit medienwirksamen Protestaktionen wie den Besetzungen der Alcatraz-Insel (1969), des Mount Rushmore (1971) und von Wounded Knee (1973), aber auch mit dem «Trail of Broken Treaties» (1972) und dem «Longest Walk» (1978) machte das American Indian Movement (AIM) nach 1968 auf verdrängte Dimensionen der Geschichte aufmerksam und etablierte in ersten Ansätzen ein Gegengedächtnis in der Öffentlichkeit.³⁰ Parallel dazu traten in der Populärkultur, aber auch in der Geschichtswissenschaft erstmals Regisseure, Musiker und Autoren auf, die versuchten, die Schattenseiten der amerikanischen Geschichte ins allgemeine Bewusstsein zu heben.³¹ 1970 erschien Dee Browns Bestseller «Bury My Heart at Wounded Knee». Das Buch trat mit dem Anspruch auf, die Eroberung des amerikanischen Westens ganz aus indianischer Perspektive zu schildern.³² Angesichts der steigenden gesellschaftlichen Unruhe räumte selbst Präsident Richard Nixon 1970 in einer «Special Message» an Senat und Repräsentantenhaus ein, dass die «ersten Amerikaner» die «am meisten benachteiligte und am meisten isolierte Minderheit» seien, und es für ihre bedauernswerte Lage einen historischen Grund gäbe: «This condition is the heritage of centuries of injustice. From the time of their first contact with European settlers, the American Indians have been oppressed and brutalized, deprived of their ancestral lands and denied the opportunity to control their own destiny.»³³ Die «Special Message» leitete eine neue Indianerpolitik ein, die 1975 die Selbstbestimmung («self-determination») in den Reservationen festschrieb, das dortige Bildungssystem förderte und den Native Americans 1978 die volle Religionsfreiheit gewährte.³⁴

Seit den späten sechziger Jahren setzte in den liberalen Segmenten der amerikanischen Gesellschaft ein langsamer Bewusstseinswandel ein. Von diesen Kreisen ausgehend eroberten sich im Laufe der Jahre die Begriffe «Native Americans», «American Indians» und «First Americans» einen ständig grösseren Platz im öffentlichen Sprachgebrauch und lösten als politisch unkorrekt empfundene Fremdbezeichnungen (wie «indians», «red men», «redskins»

³⁰ Paul Chaat Smith, Robert Allen Warrior, *Like a Hurricane. The Indian Movement from Alcatraz to Wounded Knee*, New York 1996. Charles Wilkinson, *Blood Struggle. The Rise of Modern Indian Nations*, New York, London 2005, S. 129–149.

³¹ Bereits kenntnisreich beschrieben von Vine Deloria Jr., *Gott ist rot (1973)*, Göttingen 1996, S. 47–57.

³² Dee Brown, *Bury My Heart at Wounded Knee. An Indian History of the American West*, New York 1970.

³³ Richard Nixon, *Special Message to the Congress on Indian Affairs*. July 8, 1970, in: *The American Presidency Project*, abrufbar unter: www.presidency.ucsb.edu/ws/print.php?pid=2573

³⁴ Kristin Teigen, Nixon, Richard M., in: Paul Finkelman, Tim Alan Garrison (Hg.), *Encyclopedia of United States Indian Policy and Law*, Bd. 2, Washington 2009, S. 599f.

etc.) ab. Doch bis in die Reagan-Jahre änderten sich im konservativen Hauptstrom der Gesellschaft die Einstellungen gegenüber der amerikanischen Geschichte nur wenig, wie der Lakota-Gelehrte Vine Deloria Jr. bitter registrierte.³⁵ Für das konservative Amerika typische Ansichten vertrat der Hollywoodstar John Wayne, der seit 1930 in zahlreichen Western den Prototypen des raubeinigen Helden aus der Pionierzeit gab, und damit vorhandene Denkhaltungen in der Gesellschaft verstärkt hatte. Als Wayne in einem Interview zu seiner Meinung über die amerikanische Indianerpolitik des 19. Jahrhunderts befragt wurde, meinte er 1971: «I don't feel we did wrong in taking this great country away from them ... Our so-called stealing of this country from them was just a matter of survival. There were great numbers of people who needed new land, and the Indians were selfishly trying to keep it for themselves ... But what happened 100 years ago in our country can't be blamed on us today ... What happened between their forefathers and our forefathers is so far back – right, wrong or indifferent – that I don't see why we owe them anything.»³⁶

Aus dieser Haltung heraus machte sich der Westernheld am Ende seines Lebens für den republikanischen Präsidentschaftskandidaten Ronald Reagan stark. Dessen Wahlerfolg im November 1980 führte zu einem in diesem Ausmass nicht erwarteten Triumph des konservativen Amerika. Der neue Präsident stand noch einmal für die «alten amerikanischen Werte» und vertrat ein simples Weltbild, in dem die Grautöne fehlten. In liberalen Kreisen und bei vielen Native Americans war der ehemalige Schauspieler, der in zweitklassigen Filmen mitgewirkt hatte, nur schon seiner uninformierten Ansichten über amerikanische Geschichte und seinen Vorurteilen gegenüber Minderheiten wegen wenig geschätzt.³⁷ Als Ronald Reagan in Moskau vor Studenten der Lomonossow-Universität auf die Indianerpolitik der USA angesprochen wurde, bezeichnete er die Indianerreservierungen zunächst als «preservations». Danach strich er heraus, dass die USA den Indianern im 19. Jahrhundert Millionen von Acres Land geschenkt hätten und einige von ihnen ihren «primitiven Lebensstil» nach wie vor dem Leben unter Amerikanern vorzögen – ganz so, als wüsste er nicht, dass die Native Americans seit 1924 Staatsbürger sind.³⁸

Allerdings zeichnete sich 1988 ein Silberstreifen am Horizont ab. Kurz vor dem Ende von Reagans Amtszeit ratifizierte der Senat die Völkermordkonvention von 1948. Lange Zeit hatte es im Senat für eine solche Ratifizierung keine Mehrheit gegeben, weil seine Mitglieder befürchteten, dass dunkle Kapitel der US-Geschichte wie der Sklavenhandel, die Abwürfe der beiden Atombomben über Japan und die Verdrängung und Vernichtung der nordamerikanischen Indianerkulturen als genozidal eingestuft werden könnten.³⁹ Dieser völkerrechtliche Kurswechsel bereitete der neuen Erinnerungskultur mit den Boden.

³⁵ Vine Deloria Jr., *Custer Died For Your Sins* (1969), Norman 1988, S. IX.

³⁶ John Wayne, *A Candid Conversation with the Straight Shooting Superstar*, in: *Playboy*, May, 1971, S. 75ff.

³⁷ Vgl. zum Beispiel die Zusammenstellung bei Ojibwa, *President Reagan and the Indians*, abrufbar unter: <http://www.nativeamericannetroots.net/diary/1262/president-reagan-and-the-indians>

³⁸ Jack Utter, *American Indians. Answers to Today's Questions*, 2. Auflage, Norman 2001, S. 75.

³⁹ Boris Barth, *Genozid. Völkermord im 20. Jahrhundert. Geschichte, Theorien, Kontroversen*, München 2006, S. 16f.

C. Unterwegs zu einer postheroischen Erinnerungskultur

Das Ende des Kalten Krieges und die verstärkt einsetzende Globalisierung fielen in den USA mit dem Beginn der Präsidentschaft von George H. Bush zusammen, der im September 1990 eine «neue Weltordnung» als ebenso notwendig wie möglich bezeichnete.⁴⁰ Die Wendezeit nach 1989, in der alte Überzeugungen und traditionelle Feindschaften ihre Geltung verloren, verschob bei zahlreichen Amerikanern die Grundkoordinaten ihrer Weltsicht. Vor diesem Hintergrund setzte eine breite Wiederentdeckung der indianischen Kulturen ein, die nun immer mehr als Teil des «nationalen Erbes» («national heritage») Beachtung fanden. Am 3. August 1990 erklärte George H. Bush den Monat November erstmals zum «National American Indian Heritage Month» und begründete damit eine bis heute befolgte Gedenktradition.⁴¹ Bezeichnenderweise kam jetzt eine ganze Reihe von kommerziell erfolgreichen Spielfilmen in die Kinos, die vom neuen Interesse für indianische Kultur zeugten. Viel gesehene Filme wie «Dances with Wolves» (1990), «The Last of the Mohicans» (1992) und «Geronimo. An American Legend» (1993) verbreiteten ein positives, überaus menschliches Indianerbild. Selbst Rebellen wie Geronimo, der Anführer der Bedonkoke-Apache, wurde nun zu einer Legende der amerikanischen Vergangenheit stilisiert.⁴² Mit Händen zu greifen war der Wandel auch in der offiziellen Geschichtspolitik. Alten Forderungen indianischer Organisationen entsprechend, stimmte der Kongress 1989 und 1990 mehreren Gesetzen zu, die den an den Rand gedrückten Indianern eine neuartige Form des Respekts zollten. Die wichtigsten unter diesen Vorlagen waren der «Native American Grave Protection and Repatriation Act» und der Gründungsbeschluss für ein «National Museum of the American Indian», das in Washington D.C. errichtet werden sollte.

Der «Native American Grave Protection and Repatriation Act» veränderte die Bundespolitik im Umgang mit indianischen Kulturgütern und sterblichen Überresten von Native Americans grundlegend. Das Gesetz forderte alle durch die Union subventionierten Museen, Universitätsinstitute und Archive auf, ihre Sammlungen zu durchforsten, um menschliche Überreste, heilige Objekte, Grabbeilagen und andere «Gegenstände des Kulturerbes» zurückzuerstatten, wenn diese von direkten Nachfahren oder indianischen Gemeinschaften der gleichen kulturellen Zugehörigkeit zurück verlangt werden.⁴³ Bis heute wurden auf dieser Grundlage die sterbli-

⁴⁰ George H. W. Bush, Address Before a Joint Session of Congress, September 11, 1990, abrufbar unter: <http://millercenter.org/scripps/archive/speeches/detail/3425>

⁴¹ Vgl. zum Beispiel die Proklamation von 2012 «President Obama Releases National Native American Heritage Month Proclamation», in: Indian Country Today, 1. November 2012. «In paying tribute to Native American achievements, we must also acknowledge the parts of our shared history that have been marred by violence and tragic mistreatment. For centuries, Native Americans faced cruelty, injustice, and broken promises. As we work together to forge a brighter future, we cannot shy away from the difficult aspects of our past.»

⁴² Harry M. Benshoff, Sean Griffin, America on Film. Representing Race, Class, Gender, and Sexuality at the Movies, 2. Auflage, Malden, Oxford 2009, S. 115ff.; Thomas Koebner, Die späte Anerkennung: Indianer in Hollywood, in: Thomas Koebner (Hg.), Indianer vor der Kamera, München 2011, S. 143–154.

⁴³ Melissa L. Tatum, Native American Graves Protection and Repatriation Act (NAGPRA; 1990), in: Paul Finkelmann, Tim Alan Garrison (Hg.), Encyclopedia of United States Indian Policy and Law, Bd. 2, Washington 2009, S. 577f.

chen Überreste von 38.671 Menschen, 4.303 heilige Objekte und weit über eine Million kleinere oder grössere Grabbeilagen restituiert.⁴⁴ Mit dem Gesetz wollte der Kongress einen Schlusstrich unter mehr als zweihundert Jahre stossender Ungleichbehandlung ziehen. Denn die Grabstätten weisser Amerikaner waren seit jeher gesetzlich geschützt.⁴⁵

Die Gründung des «National Museum of the American Indian», die der Kongress Ende November 1989 beschloss, kam einem «starken politischen Statement»⁴⁶ gleich. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte in den USA kein ausschliesslich den indigenen Kulturen und ihrer Geschichte gewidmetes Museum existiert. Von Anfang an war das Haus als «lebendes Memorial für die Native Americans und ihre Traditionen»⁴⁷ konzipiert. Nach rund 15-jähriger Planungs- und Bauzeit konnte das Museum im September 2004 an der Mall im Herzen Washingtons eröffnet werden – an der gleichen Prachtstrasse, wo auch das «United States Holocaust Memorial Museum» und viele andere historisch bedeutsame Denkmäler wie das «Lincoln Memorial» stehen. Entworfen wurde der betörend schöne Sandsteinbau mit seinen sanft geschwungenen Linien vom Architekten Douglas Cardinal, einem Mitglied der kanadischen Blackfoot-Nation. Die Architektur ist den Pueblos des Südwestens nachempfunden. Das Museum besitzt eine der weltweit umfangreichsten Sammlungen indianischer Kunstschatze; es dokumentiert die mehr als 12 000 Jahre umfassende Geschichte von rund 1200 indigenen Völkern in den beiden Americas. Die Dauerausstellung streicht die kulturelle Vielfalt heraus und sendet die zentrale Botschaft aus, dass die «Native Americans» überlebt haben und die USA sie nach 500 Jahren der Nichtbeachtung nicht länger übersehen darf.⁴⁸ Diese museumsdidaktische Zielsetzung wird auf unvergleichliche Weise eingelöst. Allerdings werden in der Dauerausstellung die heftigen Kulturzusammenstösse mit den weissen Invasoren und der indigene Überlebenskampf seit 1492 fast vollständig ausgeklammert. Tatsächlich wird die Geschichte der indigenen Völker ohne jeden Bezug auf die europäischen Kolonisierungsprozesse und die ihnen inhärenten Gewalt- und Leidenserfahrungen erzählt, was etliche Besucher und manche Historiker als konzeptionelles Problem betrachten.⁴⁹

Für die Zeit nach 1989 war das Ausblenden der Gewaltgeschichte jedoch nicht mehr per se typisch. Anders als noch zur hohen Zeit des Kalten Krieges konnte jetzt der Ort, an dem Oberst John M. Chivingtons Milizen 1864 ein fürchterliches Blutbad unter friedlichen Cheyenne und

⁴⁴ Die genannten Zahlen entsprechen dem Stand vom 15. August 2012. Vgl. National NAGPRA: Frequently Asked Questions, abrufbar auf: www.nps.gov/nagpra/FAQ/INDEX.HTM

⁴⁵ Ulrich Schiller, Vom Museum ins Grab, in: *Die Zeit*, 5. August 1994.

⁴⁶ Rüdiger Schaper, National Museum of the American Indian, Washington D.C., in: *Der Tagesspiegel*, 20. Dezember 2011.

⁴⁷ National Museum of the American Indian Act, November, 28, 1989, abrufbar unter: http://anthropology.si.edu/repatriation/pdf/nmai_act.pdf

⁴⁸ Paul Ruffins, American Indian Museum Still Facing Criticism for Historical Inaccuracies, in: *Diverse. Issues of Higher Education*, 14. Dezember 2010, abrufbar unter: <http://diverseeducation.com/article/14526/>

⁴⁹ Amy Lonetree, Missed Opportunities: Reflections on National Museum of the American Indian, in: *The American Indian Quarterly* 30 (2006), S. 632–645, bes. S. 636ff.

Arapaho angerichtet hatten, nach und nach zu einem nationalen Erinnerungsort aufsteigen. Einen grossen Anteil daran hatten die Vorstösse des Abgeordneten Ben Nighthorse Campbell, eines Northern Cheyenne, der im Koreakrieg gedient und 1964 an der Olympiade von Tokio das amerikanische Judo-Team angeführt hatte. Schon als Demokrat im Parlament des Bundesstaates Colorado hatte sich dieser Nachfahre von Überlebenden dafür eingesetzt, dass der Ort des Sand Creek-Massakers zu einer Gedächtnisstätte wird. Zusammen mit Mitgliedern der Colorado Historical Society gelang es ihm Mitte der achtziger Jahre, zunächst eine Gedenktafel am nahe gelegenen State Highway aufstellen zu lassen.⁵⁰ Nach seiner Wahl in den Senat, dem zuvor erst zwei andere Native Americans⁵¹ angehört hatten, und seinem Parteiwechsel zu den Republikanern erreichte es Campbell schliesslich, dass der Kongress am 7. November 2000 einem Gesetz zustimmte, das die Gründung einer «Sand Creek Massacre National Historical Site» vorsah. Am 28. April 2007, 143 Jahre nach den Geschehnissen, wurde diese schliesslich unter Beisein vieler Native Americans eröffnet. An der Einweihungsfeier meinte Mary Bomar, die für die Gedenkstätte zuständige Direktorin des National Parc Service, «dass die Geschichte dieser grossen Nation nicht vollständig ist ohne ein Verständnis und Respekt vor den Tragödien, die unser nationales Bewusstsein beeinträchtigen»⁵².

Im wahrsten Wortsinn umgebaut wurde die in Montana gelegene Gedächtnisstätte, die an die am 25. Juni 1876 ausgetragene Schlacht von Little Bighorn erinnert. Bereits drei Jahre nach der Schlacht richtete man hier einen Nationalfriedhof ein. Um den Kommandeur und seine 262 gefallenen Soldaten zu ehren, hiess die Stätte seit 1946 offiziell «Custer Battlefield National Monument». Ursprünglich bestand der Erinnerungsort aus dem 1881 errichteten Obelisken auf dem «Last Stand Hill», dem Gräberfeld der Gefallenen, einem Militärfriedhof für weitere Tote der Indianerkriege und aus einem letzten Ruheort für die in der Schlacht umgekommenen Pferde der 7. Kavallerie. Die Schlacht von Little Bighorn stellte zwar die schwerste militärische Niederlage dar, welche die USA in den zahlreichen Konflikten mit den Native Americans im 19. Jahrhundert erlitt. Doch hier wurde der gefallene General als tragischer Held und Märtyrer der Nation gefeiert, der durch seinen Tod mitgeholfen habe, die nördlichen Plains endgültig für die weisse Besiedlung zu öffnen.⁵³ Nichts erinnerte auf dem ehemaligen Schlachtfeld an die indianischen Sieger, nichts an ihre Anführer Crazy Horse, Sitting Bull, Gall und Two Moons und auch nichts an die mindestens 100 gefallenen Krieger, Frauen und Kinder. Kurz, das «Custer

⁵⁰ Herman J. Viola, Ben Nighthorse Campbell. An American Warrior, Boulder 2002, S. 214 und Fotografie im Bildteil.

⁵¹ Es handelte sich um den Republikaner Charles Curtis (Kansas) und den Demokraten Robert Owen (Oklahoma), die Jahrzehnte zuvor im Senat gewirkt hatten.

⁵² Zitiert nach Felicia Carr, Sand Creek Massacre Historic Site, abrufbar unter: <http://www.npca.org/parks/sand-creek-massacre-natl-hist-site.html>

⁵³ Holger Bütow, George Armstrong Custer: Der Tod eines Medienstars, in: Militärgeschichte. Zeitschrift für historische Bildung, 4/2007, S. 18–21.

Battlefield National Monument» ehrte nur die Toten der einen Seite und stand ganz im Zeichen eines Legenden umrankten Kriegshelden.⁵⁴

Lange schon empfanden zahlreiche Native Americans die Einseitigkeit der Kommemoration als ein Problem. Russell Means (1939–2012) und seine Anhänger vom radikalen AIM hatten schon 1972, 1976 und 1982 vergeblich versucht, auf dem weitläufigen Gelände eine Gedenktafel für die Sieger der Schlacht anzubringen.⁵⁵ Am 25. Juni 1988 war der vierte Versuch schliesslich erfolgreich, weil die Verantwortlichen der Gedenkstätte eine Konfrontation mit den rund 150 anwesenden Indianern vermeiden wollten. Sie liessen den AIM-Führer Russell Means und seine Leute in ihrer wilden Aktion gewähren. Die Inschrift der Gedenktafel, die in der Nähe des «Last Stand Hill» in den Boden eingelassen wurde, lautete: «In honor of our Indian Patriots who fought and defeated the U.S. cavalry. In order to save our women and children from mass-murder. In doing so, preserving rights to our Homelands, Treaties and Sovereignty.»⁵⁶ In seiner wenig versöhnlichen Ansprache zog Means einen äusserst fragwürdigen Vergleich, als er rhetorisch in die Runde fragte: «Können Sie sich ein in Jerusalem errichtetes Monument vorstellen, dass die Namen von SS-Leuten und Nazi-Offizieren auflistet. Ein Hitler-Nationaldenkmal? Archäologen, Anthropologen und Historiker haben hier genau ein solches Denkmal errichtet für den Massenmörder Custer.»⁵⁷ Das war eine Provokation, die im Land weitherum missbilligt wurde.

Es war wiederum der Demokrat Ben Nighthorse Campbell, der das an sich berechtigte Anliegen einer gerechten Erinnerung an die Geschehnisse aufnahm und in Washington einem entsprechenden Gesetz zum Durchbruch verhalf. Als einziger indianischer Abgeordneter im Kongress betrachtete sich Campbell als Interessensvertreter aller Native Americans und hatte ein besonderes Ohr für ihre Anliegen.⁵⁸ Geschickt schmiedete er zusammen mit dem Republikaner Ron Marlenee über die Parteigrenzen hinweg eine Allianz. 1991 änderte der Kongress nicht nur den Namen der Anlage in «Little Bighorn Battlefield National Monument»; er beschloss auch, auf dem Gelände ein indianisches Memorial zu errichten. Die Opposition dagegen war heftig. Senator Malcolm Wallop aus Wisconsin hob hervor, dass diese Beschlüsse ein «Paradebeispiel für politische Korrektheit» seien und einem feigen «Appeasement» an den Zeitgeist gleichkommen.⁵⁹ Andere Kritiker argwöhnten, dass diese Entscheidungen das unschöne Resultat ei-

⁵⁴ Vgl. zu George Armstrongs Custers Nachleben in der amerikanischen Erinnerungskultur Michael E. Elliott, *Custerology. The Enduring Legacy of the Indian Wars and George Armstrong Custer*, Chicago 2007.

⁵⁵ Viola (wie Anm. 50), S. 263.

⁵⁶ Frank del Olmo, *Activists' Plaque at Little Bighorn Honors 'Patriots' Who Beat Custer*, in: *Los Angeles Times*, 4. Juli 1988.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Viola (wie Anm. 50), S. 257.

⁵⁹ *Conflict Emerges Over Custer Park*, in: *The New York Times*, 13. Oktober 1991.

ner «nationalen Schuldbewegung» seien.⁶⁰ Der Lakota Earnie LaPointe dagegen, der Urenkel von Sitting Bull, meinte stolz, dass die Umbenennung der Gedenkstätte und das geplante indianische Memorial eine längst überfällige Ehrung für die Sieger von 1876 seien.⁶¹

Die Kritiken verstummten auch nach der Entscheidung von Repräsentantenhaus und Senat nicht. Insbesondere der Plan, auf dem Areal ein indianisches Memorial zu errichten, wurde von den Anhängern des alten Geschichtsbildes noch Jahre später abgelehnt. Konservative Historiker wie der Geschichtspräsident Wayne M. Sarf fanden es schon aus patriotischen Gründen unangebracht, am Massengrab gefallener Kavalleristen auch an die indianischen Toten zu erinnern. Sie befürchteten eine «Indianisierung» der Gedenkstätte und konnten sich mit dieser nicht abfinden. «Part of the anger of the white traditionalists stems from a sense», mutmassete die «New York Times», «that they are losing control of history.»⁶²

Mit der Einweihung des Indian Memorial am 25. Juni 2003 setzte sich eine ausbalanciertere Geschichtsinterpretation durch.⁶³ Das neue Monument ist ein aus Natursteinen gestalteter Rundbau, auf dem eine filigrane, von der Lakota-Künstlerin Colleen Cutschall geschaffene Eisenskulptur mit dem Namen «Spirit Warriors» angebracht ist. Die Skulptur zeigt drei in die Schlacht aufbrechende Krieger und eine Frau, die einem von ihnen einen Schild reicht. Die «Spirit Warriors» symbolisieren die drei an der Schlacht beteiligten Nationen der Lakota, Cheyenne und Arapaho, die für ihre traditionelle Freiheit kämpften und sich dagegen wehrten, von der 7. Kavallerie in Reservationen gezwungen zu werden. Die Grundbotschaft des Monuments ist weder exklusiv noch kriegerisch. Sie heisst «Peace through Unity» und schliesst die Crow- und Arikara-Scouts ein, die mit Custer in die Schlacht gezogen waren.

In einem gewandelten Erinnerungsumfeld fand 1992 auch das «Columbus Quincentenary» statt. Nicht anders als in etlichen anderen Ländern war die 500. Wiederkehr der Landung von Christoph Kolumbus auf Guanahani in den USA von Protesten und Kontroversen begleitet. Der Plan, in Chicago noch einmal eine Weltausstellung zu Ehren des angeblichen «Entdeckers der Neuen Welt» durchzuführen, scheiterte, und die öffentlichen Gedenkanlässe fielen bloss auf ein verhaltenes Publikumsinteresse.⁶⁴ In der Kolumbus-Kontroverse stand nichts anderes als ein zentraler Ursprungsmythos der westlichen Welt und ein Pfeiler des traditionellen amerikanischen Selbstverständnisses auf dem Prüfstand. Seit der Gründung der USA hatte Kolumbus im Land der Pioniere und Siedler in höchstem Ansehen gestanden: als «grosser Held der Welt-

⁶⁰ Tim Lehman, *Bloodshed at Little Bighorn. Sitting Bull, Custer, and the Destinies of Nations*, Baltimore 2010, S. 180.

⁶¹ Ebda., S. 189.

⁶² James Brooke, *Controversy Over Memorial to Winners at Little Bighorn*, in: *The New York Times*, 24. August 1997.

⁶³ Larry Fish, *Memorial Honors Little Bighorn's Tribal Warriors*, in: *The New York Times*, 25. Juni 2003.

⁶⁴ Näheres dazu in Stephen J. Summerhill, John Alexander Williams, *Sinking Columbus. Contested History, Cultural Politics, and Mythmaking during the Quincentenary*, Gainesville 2000.

geschichte» und als «Urvater der Nation», aber auch als idealtypische Verkörperung des visionären, risikobereiten und geschäftstüchtigen Amerikaners.⁶⁵ Auf der Weltausstellung von Chicago setzte man den «Admiral des Weltmeers» (Samuel Eliot Morison) 1893 als Vorfahre einer ebenso dynamischen wie progressiven Weltmacht in Szene.⁶⁶ Im Laufe der Jahre wurden ihm in Amerikas Städten zahlreiche Denkmäler gesetzt sowie Hunderte von Strassen und Dutzende von Orten nach ihm benannt, so dass er in dieser Hinsicht nur von George Washington übertroffen wird. Im Jahr 1937 erklärte Präsident Franklin D. Roosevelt den «Columbus Day» zu einem nationalen Feiertag, der in New York und Denver bis heute mit Paraden begangen wird.⁶⁷ Und noch Präsident Reagan stilisierte den genuesischen Seefahrer in spanischen Diensten zum «Erfinder des amerikanischen Traums»⁶⁸.

Bezeichnenderweise gelang es den Nachfahren der indianischen Eroberungsoffer am Vorabend der 500-Jahrfeierlichkeiten erstmals, sich mit ihrer kritischen Sicht auf Kolumbus Gehör in der nationalen Öffentlichkeit zu verschaffen.⁶⁹ Erneut war es Russell Means, unterstützt von seinen Anhängern vom American Indian Movement in Denver, die den Stein ins Rollen brachten. Während sich die offizielle Parade am 9. Oktober 1989 gerade durch die Hauptstadt Colorados wälzte, fanden sich Means und seine Leute zur ersten öffentlichen Demonstration gegen die traditionellen Feierlichkeiten zusammen.⁷⁰ Für ihre Gegenmanifestation wählten sie die Kolumbus-Statue im Civic Center Park aus. Unter den Augen der Polizei übergossen sie diese mit Tierblut und befestigten am Monument verstümmelte Indianerpuppen, um damit auf die «wahre Hinterlassenschaft» von Kolumbus aufmerksam zu machen. In seiner Rede liess der Politologieprofessor Glenn Morris kein gutes Haar am Nationalhelden und beschrieb ihn als Grossverbrecher: «Columbus was not a hero, he wasn't a visionary, he wasn't a great guy. He was a murderer, he was a slave trader, he was a rapist, he was a the architect of a policy of genocide that continues today in this hemisphere against Indian people.»⁷¹ Medienwirksam forderten die Demonstranten nicht nur die Beseitigung aller Kolumbus-Statuen in den USA, sondern auch die Abschaffung des «Columbus Day» als nationalen Feiertag.

Von Denver ausgehend, weiteten sich die Proteste in den folgenden Jahren über zahlreiche Grossstädte des Landes aus und gehören bis heute zum Erscheinungsbild des jährlich statt-

⁶⁵ Vgl. Claudia L. Bushman, *America Discovers Columbus. How an Italian Explorer Became an American Hero*, Hanover 1992. Im späten 18. Jahrhundert wurde sogar erwogen, das Land in Columbia umzutaufen.

⁶⁶ Robert Royal, *1492 and All That. Political Manipulations of History*, Washington 1992, S. 10.

⁶⁷ Ursprünglich am 12. Oktober begangen, wird der «Columbus Day» heute jeweils am zweiten Montag im Oktober gefeiert.

⁶⁸ Wolfgang Hochbruck, *500 Jahre Amerika: Reden und Proklamationen zum Columbus Day*, in: Paul Goetsch, Gerd Hurm (Hg.), *Die Rhetorik amerikanischer Präsidenten seit F. D. Roosevelt*, Tübingen 1993, S. 361.

⁶⁹ Philip Wearne, *Die Indianer Amerikas. Die Geschichte der Unterdrückung und des Widerstands*. Vorwort von Rigoberta Menchú, Göttingen 2003, S. 259.

⁷⁰ Asuza Ono, *Crossroads of Indian Country. Native American Community in Denver, 1950–2005*, Ann Arbor 2008, S. 213f.

⁷¹ John Sanko, *Indians Protest Columbus Day*, in: *Rocky Mountain News*, 10. Oktober 1989. Vgl. auch Russell Means, *Where White Men Fear to Tread*, New York 1995, S. 518ff.

finden «Columbus Day».⁷² Denn Kolumbus zu ehren hiesse auch Völkermord, Rassismus und Sklaverei zu feiern, gaben die Gegner als Losung aus.⁷³ Oftmals trat an den Protestaktionen Russell Means auf, der zuweilen selbst vor gewagten, ja schrillen Vergleichen nicht zurückschreckte. So erklärte der wohl prominenteste Native American schon im November 1989: «Columbus makes Hitler look like a juvenile delinquent.»⁷⁴ Means machte damit Schule. Nazi-Vergleiche gingen fortan ins argumentative Standardrepertoire der vom AIM gesteuerten Anti-Kolumbus-Bewegung ein.⁷⁵ Die besonders militante AIM-Gruppe von Colorado wirbelte zwar viel Staub auf, war aber keineswegs repräsentativ für die Haltung aller Native Americans. Weit moderater in Ton und Inhalt meldete sich im Kolumbus-Jahr der Abgeordnete Ben Nighthorse Campbell zu Wort. Er sah die Geschichte seit 1492 zwar auch kritisch, aber warb dafür, dass der frühere «Clash of Civilizations» dazu diene, die Beziehungen zwischen den indianischen Nationen und der «eindringenden Kultur» weiter zu normalisieren. Man müsse an einer «neuen Ära gegenseitigen Verstehens und der Kooperation» arbeiten, ohne zu verschweigen, was in der Vergangenheit geschehen sei.⁷⁶

Rund um das «Quincentenary» herum erhielten die Aktivisten des AIM Unterstützung aus der Welt der Literatur, Wissenschaft und Publizistik. Der Schriftsteller Hans Koning rief 1990 in der «New York Times» dazu auf, die 500. Wiederkehr von Kolumbus Landung nicht zu feiern, sondern zu beklagen, weil sie eine Welle von «Gier, Grausamkeit, Sklaverei und Völkermord» in Gang gesetzt hätte.⁷⁷ 1992 veröffentlichte der an der University of Hawaii lehrende Historiker David E. Stannard bei «Oxford University Press» ein Buch mit dem Aufsehen erregenden Titel «The American Holocaust. The Conquest of the New World». Darin beschrieb er die Eroberung und Besiedlung der beiden Amerikas durch europäische Siedler und die dadurch bewirkte Katastrophe für die Indianer als «massivsten Akt des Völkermords in der Weltgeschichte» [«the most massive act of genocide in the history of the world»⁷⁸]. In die nämliche Kerbe hieb der grüne Sachbuchautor Kirkpatrick Sale. In seiner Kolumbus-Biographie versuchte Sale nachzuweisen, dass die Invasion nach 1492 nicht nur die Vielfalt der indianischen Kulturen in einem unvergleichlichen Feuersturm kolonialer Gewalt zerstörte, sondern letztlich auch zu einer «Eroberung des Paradieses» beitrug.⁷⁹

⁷² Timothy Kubal, *Cultural Movements and Collective Memory. Christopher Columbus and the Rewriting of the National Origin Myth*, New York 2009, S. 137.

⁷³ Glenn Morris, Russell Means, Why Autonomous AIM Opposes Columbus Day and Columbus Day Parades, 1991, abrufbar unter: www.dickshovel.com/colum.html

⁷⁴ Öffentliche Aussage vom 24. November 1989, die Russell Means vor dem Florida Museum of Natural History machte, um die dort angelaufene Ausstellung «First Encounters: Spanish Explorations in the Caribbean and the United States, 1492–1570» zu kritisieren, zitiert nach: Royal (wie Anm. 66), S. 19.

⁷⁵ Weitere Beispiele in Ono (wie Anm. 70), S. 216.

⁷⁶ Ben Nighthorse Campbell, *Reflections on the Columbus Quincentenary (1492–1992)*, abrufbar unter: www.powersource.com/campbell/sencamp.html

⁷⁷ Hans Koning, Don't Celebrate 1492 – Mourn it, in: *The New York Times*, 14. August 1990.

⁷⁸ David E. Stannard, *American Holocaust. The Conquest of the New World*, New York 1993, S. X.

⁷⁹ Kirkpatrick Sale, *The Conquest of Paradise. Christoph Columbus and the Columbian Legacy*, New York 1990.

Freilich blieben diese steilen Thesen nicht unwidersprochen. Neben abwägenden Historikern, die die Dinge wissenschaftlich zurechtzurücken versuchten, traten in der leidenschaftlich geführten Kolumbus-Debatte auch konservative Politiker und Intellektuelle in Erscheinung. Letztere stellten Kolumbus Bedeutung für die USA der Gegenwart heraus. Einer von ihnen war William E. Simon, Finanzminister unter Richard Nixon. In einer Rede an der Adelphi Universität von Long Island führte Simon aus, dass Kolumbus in seinem tiefen Glauben etwas Vorbildliches für die Gegenwart habe. Bedeutend bleibe er vor allem deshalb, weil er das Schicksal der ganzen Welt für immer geändert und es zum Besseren gewandelt habe, was nur von ganz wenigen Menschen behauptet werden könne.⁸⁰ Michael S. Berliner, der geschäftsführende Direktor des Ayn Rand Institute, wurde in einer Mischung aus weltanschaulichem Dogmatismus und historischer Uninformiertheit noch deutlicher. In einem Gastkommentar für die «Los Angeles Times», der danach in zahlreichen Provinzblättern abgedruckt wurde, nahm Berliner Kolumbus vor allen Angriffen in Schutz und rechtfertigte die Eroberung Amerikas unter anderem mit dem alten Argument, dass es in der präkolumbianischen Welt nichts gegeben habe, was sich wirklich zu erhalten gelohnt hätte.

Nicht alle Kulturen seien von gleichem Wert, so Berliner, und die der amerikanischen Indianer sei eine gewesen, die über Jahrhunderte keinen Wandel hervorgebracht habe. Die Europäer jedoch hätten eine Hochkultur nach Amerika verpflanzt, die den Ureinwohnern und ihren Nachfahren heute ein besseres Leben ermögliche, als sie es vor Kolumbus gehabt hätten. Und mehr noch: «Before 1492, what is now the United States was sparsely inhabited, unused and undeveloped ... There was no wheel, no written language, little agriculture and scant permanent settlement; but there were endless, bloody wars. With rare exception, life was nasty, brutish and short.»⁸¹ Freilich trifft vieles davon auch auf das spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Europa zu. Doch unbesehen davon gipfelte Berliners Argumentation in der Behauptung, dass es das eigentliche Ziel der Kolumbuskritiker sei, den Westen und seine Werte schlecht zu machen und stattdessen den «Primitivismus, Mystizismus und Kollektivismus» zu glorifizieren, die die «Stammeskulturen der amerikanischen Indianer» ausgezeichnet haben. Mit stolz geschwellter Brust müsse dem entgegengehalten werden: «In fact, Western civilization stands for man at his best ... We should honor Western civilization not for the ethnocentric reason that some of us happen to have European ancestors but because it is the objectively superior culture.»⁸² Im neuen Meinungsklima nach 1989 empfanden viele US-Bürger die Aussagen des neokonservativen Intellektuellen als ebenso provokativ wie überholt. Genauso wie bei einem Teil der militanten Gegner der Kolumbus-Feierlichkeiten wurde die Geschichte hier zu politischen Zwecken manipuliert.⁸³

⁸⁰ Sam Dillon, Schools Growing Harsher In Scrutiny of Columbus, in: The New York Times, 12. Oktober 1992.

⁸¹ Michael S. Berliner, Man's Best Came With Columbus, in: Los Angeles Times, 30. Dezember 1991.

⁸² Ebda.

⁸³ Vgl. dazu ausführlich Royal (wie Anm. 66).

Kein Zweifel, die amerikanische Gesellschaft war 1992 in der Beurteilung von Kolumbus' Taten und in der Bewertung der von ihm ausgelösten historischen Entwicklungen so tief gespalten wie nie zuvor. In den konservativen Segmenten der Gesellschaft hielten sich jene Ansichten zäh, wie sie von Michael S. Berliner vorgetragen wurden.⁸⁴ Doch ein offeneres Geschichtsbild hatte sich inzwischen einen Platz in Teilbereichen erobert. Schon 1989 hatte der Bundesstaat South Dakota, in dem überdurchschnittlich viele Native Americans leben, den «Columbus Day» abgeschafft und an dessen Stelle den «Native American Day» gesetzt. Bald schon ahmten Berkeley und andere kalifornische Städte sowie der Bundesstaat Hawaii das Beispiel nach. Seit einigen Jahren gedenkt Hawaii am «Discoverer's Day» jeweils der polynesischen Seefahrer, die die pazifische Inselgruppe entdeckten. In seinen Proklamationen zum «Columbus Day» zeigte sich selbst der republikanische Präsident George H. Bush zu einer moderaten Uminterpretation bereit.⁸⁵ George H. Bush war der erste amerikanische Präsident, der die andere Seite explizit ins Gedenken einschloss und ihr damit Respekt zollte. 1992 erklärte er: «Hence, on Columbus Day, we celebrate both the rich heritage of America's native peoples and the development of the United States as a Nation of immigrants.»⁸⁶

Während der Präsidentschaft von Bill Clinton (1993–2001) setzte sich der erinnerungskulturelle Wandel fort. Seine Amtszeit war von wichtigen Akten symbolischer Geschichtspolitik geprägt. Clinton war der erste Präsident, der die Führer aller indianischen Nationen ins Weisse Haus einlud, um Probleme direkt mit ihnen zu diskutieren. Mit der Pine Ridge Reservation besuchte er im Juli 1999 als erster amtierender Präsident nach Franklin D. Roosevelt wieder eine Reservation, um sich dort vor Ort über die zum Himmel schreienden Lebensverhältnisse zu informieren.⁸⁷ In Clintons Amtszeit fiel auch die erste offizielle Entschuldigung einer staatlichen Behörde für die früher praktizierte Indianerpolitik. Als das Bureau of Indian Affairs (BIA) sein 175-jähriges Bestehen feierte, nahm Kevin Gover, Innenstaatssekretär für indianische Angelegenheiten, das Jubiläum zum Anlass, sich im Namen seiner Behörde für alles Leid zu entschuldigen, das diese seit dem frühen 19. Jahrhundert über die indianischen Nationen gebracht hatte. In einer bewegenden Rede vor BIA-Beamten, Regierungsvertretern und Führern der American Indian Nations drückte Gover sein tiefes Bedauern über die von seiner Behörde zu verantwortende «Hinterlassenschaft von Rassismus und Unmenschlichkeit» aus, die Zwangs-

⁸⁴ Ähnlich in der argumentativen Stossrichtung Alexander Marriott, Christopher Columbus, We Salute You, in: *Capitalism Magazine*, 24. Oktober 2003. «It must also be remembered that the Indians living in the Americas were primitive Stone Age level savages who advanced little in thousands of years they inhabited North and South America. The two built up ‚civilizations‘ of the Americas, those of the Incas and Aztecs, were hardly much better, being built upon irrationality, human sacrifice, and brutal primitivism.»

⁸⁵ Näheres dazu in Hochbruck [wie Anm. 68], S. 358ff.

⁸⁶ George Bush, Proclamation 6484 – Columbus Day, 1992, abrufbar unter: www.presidency.ucsb.edu/ws?pid=47411

⁸⁷ Justin Corfield, Clinton, Bill, in: Paul Finkelman, Tim Alan Garrison (Hg.), *Encyclopedia of United States Indian Policy and Law*, Bd. 1, Washington 2009, S. 188f.

umsiedlungen, Massaker, Landraub und kulturelle Auslöschung einschliesse.⁸⁸ Dieser Schritt war umso bemerkenswerter, als der frühere Rechtsprofessor Mitglied der Pawnee-Nation ist.

Obwohl Gover ausdrücklich nicht im Namen des Weissen Hauses und der Regierung sprach, war seine Rede vom 8. September 2000 ein Meilenstein.⁸⁹ Nie zuvor hatte in den USA ein so hochrangiger Regierungsvertreter eine derartige Entschuldigung abgegeben. Bei aller Anerkennung für Govers gute Absichten wurde seine beispiellose Geste nicht nur positiv aufgenommen. Lloyd Tortalita vom Acoma Pueblo Tribe in New Mexico begrüßte Govers Schritt zwar, fügte jedoch an, dass es besser gewesen wäre, wenn sie im Namen der ganzen Regierung ausgesprochen worden wäre. Andere Native Americans störten sich daran, dass das Schuldeingeständnis von einem der ihren vorgebracht wurde. Das sei ganz so, wie wenn sich ein schwarzer Regierungsvertreter bei den Afro-Amerikanern für die Sklaverei oder ein Jude bei den Juden für die Verbrechen der Nationalsozialisten entschuldigen würde, meinte Eugene Johnson vom Silitz Tribe in Oregon.⁹⁰ Für die USA war von Bedeutung, dass das historische Schuldeingeständnis des BIA weitgehend ungehört verhalte und nicht ins allgemeine Geschichtsbewusstsein drang.⁹¹

Nur schon deshalb brachten die republikanischen Senatoren Sam Brownback (Kansas) und Ben Nighthorse Campbell (Colorado), unterstützt von ihrem demokratischen Kollegen Daniel Inouye (Hawaii) im März 2004 eine Resolution ein, die eine offizielle Entschuldigung der US-Regierung für das in der Vergangenheit an den «Native Peoples» begangene Unrecht verlangte.⁹² Der Text listete zahlreiche Untaten und Versäumnisse des 19. und 20. Jahrhunderts auf, für die die US-Regierung um Verzeihung bitten sollte. Das brisante Anliegen verschwand allerdings über Jahre in der Versenkung. Erst nach der Wahl von Barack Obama stimmte der Kongress dem Ansinnen zu. Im Dezember 2009 unterzeichnete der erste schwarze Präsident der USA die «Native American Apology Resolution», in der er sich «im Namen des amerikanischen Volkes» bei den «Native Peoples» für «viele Beispiele von Gewalt, Misshandlung und Vernachlässigung», eine «schlecht durchdachte Politik» [«ill-conceived policies»] und «amtliche Verwüstungen» [«official depredations»] entschuldigte.⁹³

⁸⁸ Remarks of Kevin Gover, Assistant Secretary - Indian Affairs, U.S. Department of the Interior at the Ceremony Acknowledging the 175th Anniversary of the Establishment of the Bureau of Indian Affairs, September 8, 2000, abrufbar unter: www.nativeweb.org/pages/legal/gover.html

⁸⁹ David Stout, An Apology and a Milestone at Indian Bureau, in: The New York Times, 9. September 2000.

⁹⁰ Matt Kelly, September '00: Indian Affairs Head Makes «Apology». Comments by Eugene Johnson (Silitz) and Jim Craven (Blackfoot), abrufbar unter: www.chgs.umn.edu/histories/victims/nativeAmerican/pdf/Revised_Apology.pdf

⁹¹ Christopher Buck, «Never Again». Kevin Gover's Apology for the Bureau of Indian Affairs, in: Wacazo Sa Review 21 (2006), S. 97–126. Um die fehlende Wirkung in der breiteren Öffentlichkeit zu beschreiben, spricht der Autor von «death by silence».

⁹² Die republikanische Abgeordnete Jo Ann Davis unternahm einen gleichlautenden Vorstoss im Repräsentantenhaus.

⁹³ Rob Capriccioso, A Sorry Saga: Obama Signs Native American Apology Resolution, in: Indian Country Today, 20. Januar 2010.

So historisch dieser Akt auch war, unterschied er sich in dreifacher Hinsicht vom kanadischen Vorgehen⁹⁴ eineinhalb Jahre zuvor: Barack Obamas Geste war *erstens* von keiner öffentlich wahrnehmbaren Zeremonie begleitet – anders als im nördlichen Nachbarland, wo Premier Stephen Harper seine Entschuldigung an die Adresse der First Nations zu einem nationalen Ereignis machte, das von den Medien aus dem Parlament heraus ins ganze Land übertragen wurde, und wo sie in Gegenwart von Phil Fontaine, dem Vorsitzenden der nationalen Assembly of First Nations, erfolgte. Im Fall der amerikanischen «Native American Apology Resolution» dagegen gab es keine Vorankündigungen, keine Live-Übertragungen und nicht einmal eine Pressekonferenz.⁹⁵ Auf diese Weise konnte sie zu keinem historischen Ereignis werden, das die Wahrnehmungen ändert und nachhaltig beeinflusst. Der längst überfällige Schritt erfolgte *zweitens* nicht im Namen der US-Regierung, womit sich Staat und Regierung aus ihrer Verantwortung für ihre frühere Indianerpolitik stahlen. Und *drittens* schloss die «Native American Apology Resolution» – ganz im Unterschied zu Kanada – finanzielle Wiedergutmachungsleistungen für erlittenes Unrecht explizit aus. Zusammenfassend bleibt festzuhalten: Dieses politisch breit abgestützte Schuldeingeständnis war von einigem symbolischen Wert. Es birgt das Potential in sich, den gesamtgesellschaftlichen Lernprozess in Sachen Geschichtsaufarbeitung weiter voran zu bringen. Dazu müsste es aber zu einem Gegenstand des nationalen Diskurses werden. «Otherwise», prophezeite die Publizistin Lise Balk King in «Indian Country Today» klarsichtig, «a big and historic tree fell in the forest and truly didn't make a sound.»⁹⁶

D. Erklärungsversuch

Nach dem Ende der bipolaren Blockkonfrontation ist in den USA eine neue staatliche Memorialkultur entstanden, welche die «Eroberung des Westens» nicht mehr als reine Fortschrittsgeschichte erzählt, die indianische Perspektive verstärkt einbezieht und einige Schattenseiten des amerikanischen Nationbuilding offen benennt. «Das an den Indianern begangene Unrecht ist nicht länger ein Tabu», beschrieb die «Neue Zürcher Zeitung» den erreichten Diskussionsstand vor zehn Jahren, «auch wenn Amerika nach wie vor kein nationales Mahnmal besitzt, das an die Vertreibungen, Massaker und Erniedrigungen erinnert.»⁹⁷ Die in der wissenschaftlichen, schulischen und offiziellen Geschichtsaufarbeitung gemachten Fortschritte dürfen nicht zum Fehlschluss verleiten, dass ein ausbalancierteres Geschichtsbild schon bei allen Mitgliedern der Gesellschaft angekommen ist. So mahnte der indianische Jurist William D. Bradford noch 2004: «The role of the U.S. in the deliberate destruction of Indian populations,

⁹⁴ Matthias Rüb, Kanada weint nach der historischen Geste, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. Juni 2008.

⁹⁵ Rob Capriccioso, A Sorry Saga: Obama Signs Native American Apology Resolution, in: Indian Country Today, 20. Januar 2010.

⁹⁶ Lise Balk King, A Tree Fell in the Forest: The U.S. Apologized to Native Americans and No One Heard a Sound, in: Indian Country Today, 3. Dezember 2011.

⁹⁷ Ronald D. Gerste, Indianische Renaissance? Neues Interesse für Amerikas Ureinwohner, in: Neue Zürcher Zeitung, 11. November 2002.

property rights, and cultural patrimonies is for most Americans a hidden history.»⁹⁸ Trotz dieser Einschränkung ist unübersehbar, dass das historische Problembewusstsein und der Wiedergutmachungswille bei vielen Kongressabgeordneten und – nicht ganz so ausgeprägt – auch bei etlichen Bürgerinnen und Bürgern in den letzten zwanzig Jahren grösser geworden sind, auch wenn in dieser Hinsicht noch viel zu tun bleibt.⁹⁹

Der neue erinnerungskulturelle Umgang mit der Zerstörung des ersten Amerika ist mit einem komplexen Ursachenbündel zu erklären, in dem globale und nationale Trends zusammenwirkten. Die fortschreitende Globalisierung veränderte die Voraussetzungen kollektiven Erinnerens grundlegend. Nach dem Epochenbruch von 1989 stieg das Holocaust-Gedenken in der westlichen Welt zu einer «kulturell-globalen Norm»¹⁰⁰ auf, an der zunehmend auch andere Fälle historischen Unrechts gemessen werden konnten. Nun tendierten die aus dem nationalen Container befreiten Erinnerungskulturen dazu, die Geschichte der Anderen als gleichrangig anzuerkennen und in die eigene Geschichte zu integrieren.¹⁰¹ Gleichzeitig brach sich in den USA, befördert durch internationale Entwicklungen, eine neue Sensibilität für die Anliegen und Rechte indigener Völker Bahn. Bezeichnenderweise erhielt die guatemaltekische Menschenrechtsaktivistin Rigoberta Menchú just im Jahr des Kolumbus-Gedenkens den Friedensnobelpreis zugesprochen. Das Jahr 1993 wurde von der UNO zum «Internationalen Jahr der indigenen Völker» erklärt und 2001 zu jenem des «Dialogs zwischen den Kulturen». 2007 verabschiedete die Generalversammlung der Weltorganisation eine «Erklärung der Rechte der indigenen Völker», die einen internationalen Standard zu deren Schutz definierte. Die Erklärung stellt die indigenen Völker ausdrücklich mit allen anderen Völkern der Welt auf die gleiche Stufe und anerkennt ihr Recht auf die Erhaltung ihrer Kulturen und Traditionen.¹⁰² Nachdem die Administration von George W. Bush (2001–2009) dieses von der UNO beschlossene Schlüsseldokument noch abgelehnt hatte, haben die USA unter Barack Obama die «Erklärung der Rechte der indigenen Völker» ratifiziert.

⁹⁸ William C. Bradford, *Beyond Reparations: An American Indian Theory of Justice*. Working Paper, 2004, S. 4, abrufbar unter: http://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=515231

⁹⁹ Ähnliches gilt für die Überwindung rassistischer Vorurteile. Vgl. Reymer Klüver, Christian Wernicke, *Amerikas letzte Chance. Warum sich die Weltmacht neu erfinden muss*, Berlin 2012, S. 100-126, hier S. 126. «Politisch hat es ohne Zweifel Fortschritte gesehen. Doch unten, bei der breiten Masse der Bevölkerung, sind diese längst nicht überall angekommen. Zu oft ist Amerika schlicht noch immer, was es nur allzu oft war: schreiend ungerecht.»

¹⁰⁰ Levy, Sznajder (wie Anm. 7), S. 18.

¹⁰¹ Ebda., S. 236.

¹⁰² United Nations Declaration on the Rights of Indigenous Peoples, 107th plenary Meeting, September 13, 2007, abrufbar unter: http://www.un.org/esa/socdev/unpfii/documents/DRIPS_en.pdf. Die UNO-Erklärung wurde von 143 Staaten angenommen und von 4 Staaten (Australien, Neuseeland, Kanada, USA) bei 11 Enthaltungen abgelehnt. Inzwischen haben diese vier Staaten ihre Haltung jedoch geändert und sich auch zu den Zielen der Erklärung bekannt.

Nach dem Ende des Kalten Krieges entfiel in den USA überdies der Zwang, stets beweisen zu müssen, dass man im besseren und moralisch überlegenen System lebt. In der Gesellschaft der einzig verbliebenen Supermacht intensivierte sich das Menschenrechtsbewusstsein. Staatliche Eingeständnisse, in der Vergangenheit die Menschenrechte von nationalen Minderheiten oder indigenen Völkern verletzt zu haben, wurden nun von einem stets grösser werdenden Teil der Bürger als «Ausdruck guter Staatsführung» (Dominique Moïsi) angesehen.¹⁰³ Eine fundierte Erklärung des beschriebenen Wandels wäre ohne Verweis auf den in den USA in Gang befindlichen demographischen und gesellschaftlichen Wandel jedoch unvollständig. Im letzten Vierteljahrhundert ist die amerikanische Gesellschaft nicht nur kulturell bunter geworden, es haben sich auch die demographischen Gewichte innerhalb der Bevölkerungsgruppen zusehends verschoben. Zwischen 2000 und 2010 ist der Anteil der Weissen an der Gesamtbevölkerung von 69,1 auf 63,7 Prozent gesunken.¹⁰⁴ Inzwischen gibt es bereits mehrere Bundesstaaten, darunter Kalifornien und Texas, in denen die Weissen in der Minderheit sind. Experten sagen voraus, dass die Nation im Jahr 2050 mehrheitlich nichtweiss sein wird.¹⁰⁵ Kurz gesagt: Das traditionelle weisse Amerika verlor an politischer und kultureller Bedeutung; das Land wird heute nicht mehr von den alten protestantischen Ostküsten-Eliten («WASP») dominiert.¹⁰⁶ Im Zuge dieses Prozesses gerieten sozialkonservative Werte und damit auch das traditionelle Geschichtsbild in die Defensive. Erst vor diesem durch globale Trends und innergesellschaftliche Entwicklungen veränderten Erinnerungsumfeld erhielten geschichtspolitische Vorstösse, die auf einen Umbau der offiziellen Erinnerungskultur zielten, eine Erfolgchance. Was der ETH-Professor Herbert Lüthy schon 1969 zu bedenken gab, gilt zunehmend auch für die offizielle Erinnerungskultur der USA: «Es *gibt* in der Tat einen Schutt der Geschichte, der die Gegenwart belastet und die Zukunft verstellt, den wegzuräumen oder vielmehr aufzuräumen immer wieder, heute vielleicht dringender denn je, im Interesse der Menschheit, ihrer Zukunft, ja ihres Überlebens liegt.»¹⁰⁷

¹⁰³ Vgl. als prominente Gegenstimme Mitt Romney, *No Apology. The Case of American Greatness*, New York 2010. Romneys Argumentation bezieht sich allerdings weitgehend auf die aussenpolitische Performance der USA unter Barack Obama.

¹⁰⁴ Ein gespaltenes Land (2). Weniger Weisse, in: *NZZ* am Sonntag, 11. November 2012.

¹⁰⁵ Stephan Bierling, Rückzugsgefechte, in: *Süddeutsche Zeitung*, 4. November 2012.

¹⁰⁶ Felix E. Müller, Das Ende einer Elite, in: *NZZ* am Sonntag, 2. September 2012; Henriette Rytz, USA: Konservative unter Anpassungsdruck. Die republikanische Partei vor den Wahlen 2012, in: *SWP-Aktuell*, Juni 2012; abrufbar unter: http://www.swp-berlin.org/fileadmin/contents/products/aktuell/2012A32_ryz.pdf

¹⁰⁷ Lüthy (wie Anm. 2), S. 26. Für das professionelle Gegenlesen dieses Essays danke ich meiner Mitarbeiterin Rachel Huber herzlich.

Universitätsreden

1	Walter Kirchschräger	Pluralität und inkulturierte Kreativität. Biblische Parameter zur Struktur von Kirche <i>[Rektoratsrede, 7. November 1997]</i>
2	Helmut Hoving	Göttliche und menschliche Personen. Die Diskussion um den Menschen als Herausforderung für die Dogmatik <i>[Antrittsvorlesung, 30. Oktober 1997]</i>
3	Rudolf Zihlmann	Zur Wiederentdeckung des Leibes. Vom Zen-Buddhismus zu neueren westlichen Erkenntnissen <i>[Gastvorlesung, 12. November 1997]</i>
4	Clemens Thoma	Das Einrenken des Ausgerenkten. Beurteilung der jüdisch-christlichen Dialog-Geschichte seit dem Ende des zweiten Weltkrieges <i>[Abschiedsvorlesung, 18. Juni 1998]</i>
5	Walbert Bühlmann	Visionen für die Kirche im pluralistischen Jahrtausend <i>[Festvortrag an der Thomas-Akademie, 21. Januar 1999]</i>
6	Charles Kleiber	L'Université de Lucerne, quel avenir? <i>[Vortrag Generalversammlung Universitätsverein Luzern, 25. März 1999]</i>
7	Helga Kohler-Spiegel	«Wenn ich könnte, gäbe ich jedem Kind einen Leuchtglobus...» <i>[Abschiedsvorlesung, 9. Mai 1999]</i>
8	Rolf Dubs	Universitätsstudium – Anforderungen aus der Sicht der Lehr- und Lernforschung <i>[Festvortrag vom Dies Academicus, 10. November 1999]</i>
9	Kaspar Villiger	400 Jahre Höhere Bildung in Luzern – Bildung an der Schwelle des 21. Jahrhunderts <i>[Dokumentation der 400-Jahr-Feier, 5. April 2000]</i>
10	Enno Rudolph Gabriel Motzkin Beat Sitter-Liver Uwe Justus Wenzel	Menschen züchten? Nach der Sloterdijk-Debatte: Humanismus in der Krise <i>[Podiumsgespräch, 13. Januar 2000]</i>

11	Kurt Seelmann	Thomas von Aquin am Schnittpunkt von Recht und Theologie <i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 20. Januar 2000)</i>
12	Paul Richli	Das Luzerner Universitätsgesetz im Fokus der Rechtswissenschaft <i>(Dokumentation, 26. Oktober 2000)</i>
13	Andreas Graeser	Nachgedanken zum Begriff der Verantwortung <i>(Festvortrag zum fünfzehnjährigen Bestehen des Philosophischen Seminars, 7. November 2000)</i>
14	Johann Baptist Metz	Das Christentum im Pluralismus der Religionen und Kulturen <i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 25. Januar 2001)</i>
15	Paul Richli	Eröffnungsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät <i>(Ansprachen, 22. Oktober 2001)</i>
16	Helen Christen	Fallstrick oder Glücksfall? Der deutsch-schweizerische Sprachformengebrauch in Diskussion <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 5. November 2003)</i>
	Hubertus Halbfas	Traditionsabbruch. Zum Paradigmenwechsel im Christentum <i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 22. Januar 2004)</i>
17	Gabriela Pfyffer von Altishofen	Infektionskrankheiten. Schreck von gestern – Angst vor morgen? <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 3. November 2005)</i>
	Florian Schuller	Vom Nach-denken und vom Vor-denken. Oder: Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise christlicher Existenz <i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 19. Januar 2006)</i>
18	Rudolf Stichweh	Die zwei Kulturen? Gegenwärtige Beziehungen von Natur- und Humanwissenschaften <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 9. November 2006)</i>
	Felix Bommer	Hirnforschung und Schuldstrafrecht <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 24. Oktober 2007)</i>

19	Rudolf Stichweh	Universität nach Bologna. Zur sozialen Form der Massenuniversität <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 29. Oktober 2008)</i>
	Rudolf Stichweh	Universität in der Weltgesellschaft <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 1. Oktober 2009)</i>
<hr/>		
20	Paul Richli	Die Universität als rechtlicher Raum <i>(Akademische Rede am Dies Academicus, 4. November 2010)</i>
<hr/>		
21	Monika Jakobs	Wissenschaft und Gender <i>(Akademische Rede am Dies Academicus, 2. November 2011)</i>
	Dick Marty	Zehn Jahre Rechtswissenschaftliche Fakultät Luzern <i>(Festvortrag zur Jubiläumsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern, 11. November 2011)</i>
<hr/>		
22	Harold James	Internationale Ordnung nach der Finanzkrise <i>(Gastvortrag auf Einladung des Ökonomischen Seminars und des Historischen Seminars der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, 22. November 2011)</i>
<hr/>		
23	Walter Kirchschräger	«Die Kirchen Gottes (die in Judäa sind) in Christus Jesus.» [1 Thess 2,14] <i>(Abschiedsvorlesung vom 23. Mai 2012)</i>
